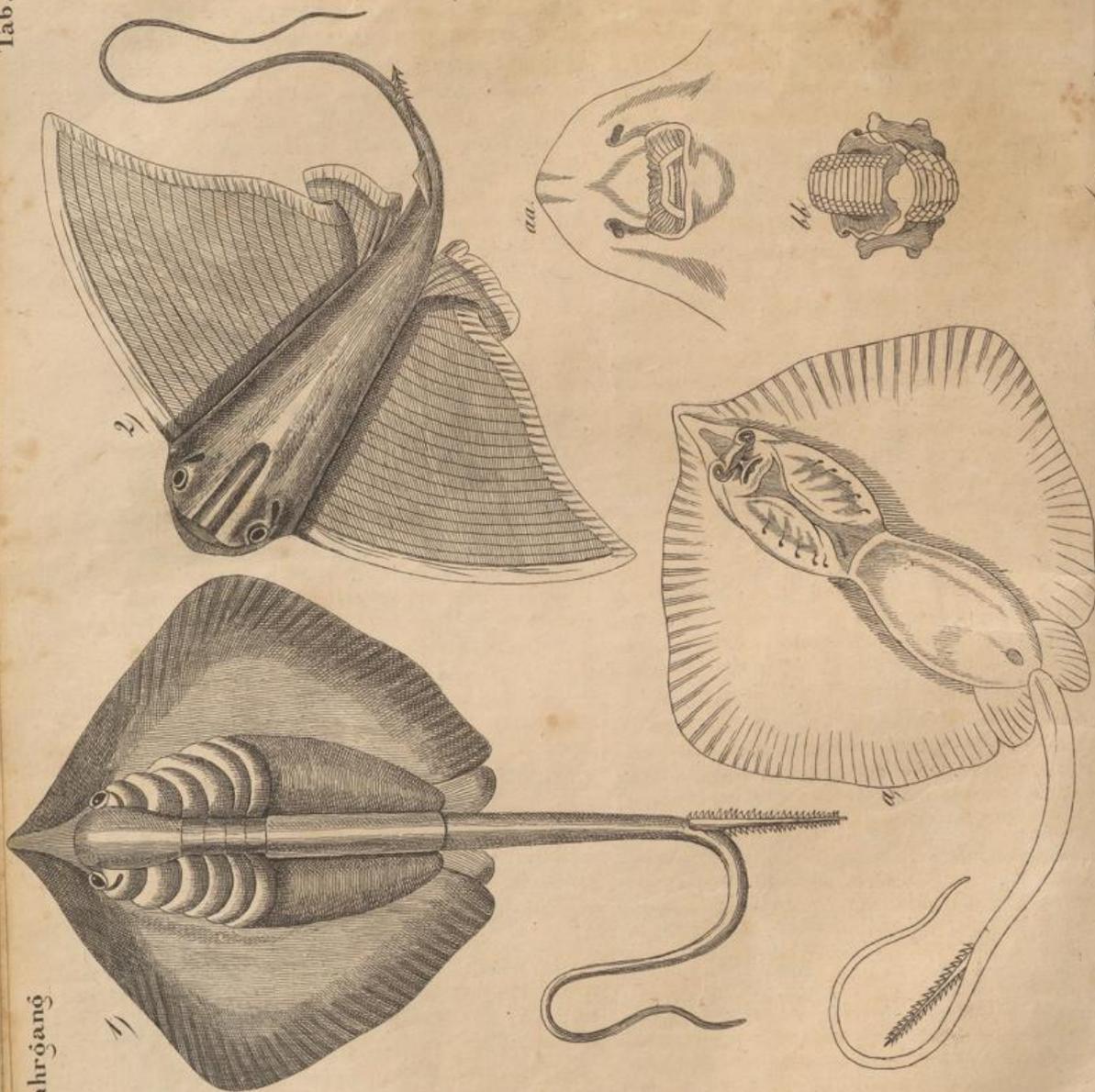


# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

**Karlsruher Intelligenz- und Wochen-Blatt. 1820-1832  
1832**

29 (15.7.1832)



5<sup>ter</sup> Jahrgang

KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT,

erscheint jeden Sonntag mit einer hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildung. Der Plan ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, belehrend, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze angenehm zu unterhalten. Das Karlsruher Unterhaltungsblatt wird im Abonnement Jährlich für fl. 5. 12 kr. rh., Thlr. 3. — sechs. und mit den neuen Compositionen für fl. 7. 36 kr. — Thlr. 4. 8 ggr. sechs. — (im ganzen Grossherzogthum Baden franco per Briefpost) jede Woche geliefert, und Bestellungen auf dasselbe werden jederzeit von sämmtlichen Postbehörden, so wie von allen Buch- und Kunst-Handlungen des In- und Auslandes (in Strassburg in der Schulbuchhandlung von F. C. Heitz, Schlauchgasse Nro. 3.) sowohl auf das Ganze von Nro. 1. an — jetzt aus fünfter Auflage — als auch auf jeden einzelnen Jahrgang angenommen und besorgt. (Auf acht Exemplare erhält man 1 Freyexemplar.) Der Ladenpreis für jeden Jahrgang ist fl. 7. 48 kr. rh., Thlr. 4. 12 ggr. sechs. und mit den neuen Compositionen fl. 11. — Thlr. 6. 12 ggr.

Der Stachelroche und der Adlerroche.

(Mit Abbildungen.)

Fünfter Jahrgang 1832. Tab. XXIX.

Unsere Leser werden sich aus dem Jahrgange 1830 unseres Unterhaltungsblattes Nro. 39. noch des Zitterrochens erinnern, der durch seine elektrische Kraft ein Gegenstand der Bewunderung für alle Naturkundigen ist. Zu demselben Geschlechte nun, zu welchem jenes merkwürdige Thier gehört, gehören auch die beiden hier abgebildeten sonderbaren Fische, welche auf den ersten Blick weit eher Fledermäusen zu gleichen scheinen, als Bewohnern des Weltmeers. Wirklich hat man in frühern Zeiten auch manche Arten des Rochengeschlechts durch allerhand Kunstferei zu vorgeblichen Basilisken, Drachen, Sceteusefeln u. s. w. umgestaltet. Bei einigen Gattungen hat der Untertheil des Kopfes Aehnlichkeit mit einem Menschengesicht und scheint zu dem Märchen von Sirenen oder Sirenen Unfaß gegeben zu haben, welche die Reisenden durch ihren Gesang herbeilocken, dann aber ergreifen und in die Tiefe ziehen. Bei allen Rochenarten ist der Leib flach zusammengedrückt; die flügelähnlichen Bauchflossen stehen längs des ganzen Leibesrandes; das Maul steht unter der sehr verlängerten Schnauze und ist voll Zähne, gleichsam wie damit gepflastert. (S. Fig. aa. bb.) Oben auf dem Kopfe stehen die Augen und hinter demselben zwei Spriglöcher, welche mit dem Maule zusammenhängen. Die Eier, davon der Roche nur eins legt, haben eine hornige Schale mit 4 Spizen und heißen Seemäuse. Man findet sie oft in solcher Anzahl, daß der Ocean in manchen Gegenden davon wimmelt.

Der hier abgebildete Stachelroche Fig. 1. heißt auch Pfeilschwanz und findet sich im Weltmeere. Er hat einen langen Schwanzstachel, der zwar nicht giftig ist, aber dem Thiere als Waffe dient. Viele wilde Vögel benutzen denselben als Pfeil- und Lanzenspitzen, welche sehr hart und scharf sind. Fig. a. zeigt dasselbe Thier von unten.

Der Adlerroche Fig. 2. gleicht noch mehr einem Vogel, als der Stachelroche, denn seine Flossen sind weit breiter und flügelartig zugespitzt; der Stachel aber ist weit kleiner.

Das Fleisch beider wird von den Wilden gegessen und soll sehr schmackhaft seyn.

Die beiden Waisen.

(Beschluß von Seite 112.)

„Das ist Alles recht gut und schön, sagte die Mutter Morin, ungeduldig darüber, Gabriels Neigung nicht erathen zu können; aber er muß sich nun erklären, denn beide kann er doch wohl nicht heirathen. — Ganz recht! sagte Fanny eröthend; seine Wahl ist für mich kein Geheimniß; ich besitze die glänzenden Vorzüge nicht, wie Rosalie; sie liebt er. — Ich glaube eher, daß er dich vorziehen wird, entgegnete Rosalie mit einer gewissen Verwirrung, die sie vergebens zu verbergen suchte; wenn auch meine Züge und Bewegungen nicht ohne Anmuth sind, so haben die deinigen dagegen, mehr Ausdruck, und deine Einfachheit kann dir verschaffen, was der Wunsch zu gefallen, nicht erreicht. Glaube mir, liebe Fanny, ich habe eine gefährlichere Nebenbuhlerin, als du denkst. — Nun, sagte die Mutter Morin, das Beste, was ihr dabei thun könnt, ist das gegenseitige Versprechen, daß die, welche

vorgezogen wird, die andere als ihre beste Freundin bei sich aufnimmt. — Das unterschreibe ich sozgleich, rief Fanny; nichts kann die Bande der Freundschaft mit meiner lieben Rosalie zerreißen. — Auch ich unterschreibe, sagte diese: kein anderes Gefühl soll die Liebe verdrängen, die ich der treuen Gefährtin meiner Kindheit für mein ganzes Leben gelobt habe.“ Nach diesen Worten fielen sie sich um den Hals und besiegelten mit einem Kusse den schönen Freundschaftsbund, den sie so eben erneuerten und für ihr ganzes Leben abschlossen.

Fest überzeugt, daß Gabriels Neigung auf ihre Freundin gerichtet sei, trachtete Fanny gar nicht besonders darnach, ihm zu gefallen, und setzte, ohne im Geringsten die Sorge für ihren Anzug zu vermehren, ihre gewohnten Beschäftigungen wie bisher unausgesetzt fort. Nur bisweilen wollte die Mutter Morin eine kleine Zerstreung an ihr bemerkt haben, und neckte sie wohl auch damit in ihrer fröhlichen Laune. Rosalie dagegen, obgleich auch ungewiß über die Wahl des jungen Mannes, konnte doch bei sich selbst die leise Hoffnung nicht unterdrücken, daß sie der Gegenstand derselben seyn würde. Gabriel konnte auch Fanny nur selten sehen, da sie, immer mit den Hauptarbeiten beschäftigt, nur Sonntags ausging, während Rosalie, welche die auswärtigen Geschäfte besorgte, wohl zehnmal des Tags an dem Laden vorbeigehn mußte, wo sie dann gewöhnlich einen Seitenblick auf den grüßenden Onkel und Neffen warf, und diesem mit einem freundlichen Lächeln, jenem mit einer ehrerbietigen Verbeugung dankte. Mit Vergnügen bemerkte sie dabei, wie seine Augen ihr folgten, um ihre Haltung, ihren Gang zu beobachten. Ihre Hoffnung nahm dadurch immer mehr zu, und schon sah sie sich als Frau eines sehr geachteten Hauses mit andern jungen Frauen gleichgestellt, die einen gewissen Rang in der Welt behaupten. Schon dachte sie sich die schönere Wohnung im Hause als die ihrige, jedoch als Mitbewohnerinnen derselben immer auch ihre Fanny und die gute Morin, die sie wirklich wie eine Mutter liebte. Mit den lebhaftesten Farben malte sie sich bereits ihr ganzes künftiges Glück aus, und befriedigte daher auch um so mehr ihren Hang zu gefallen, indem sie sich nun einen seidenen Hut machen ließ, einen Tüllkragen mit Spitzen anschaffte,

die alten einfachen Ohrringe mit neuen von Topassteinen vertauschte, und sich ein Sonnenschirmchen mit eisenbeinernem Griffe kaufte.

Gabriel hatte sich unterdessen die Liebe seines Onkels in so hohem Grade erworben, daß dieser sich entschloß, nicht mehr länger damit zu zögern, das Glück seines Neffen zu sichern. Er erklärte ihn daher jetzt schon zum Theilhaber an seinem Geschäfte und sprach ihm aber zugleich den Wunsch aus, daß er sich dazu auch eine würdige Gefährtin wählen möchte. Der junge Mann, der es nicht wagte, seinem reichen Onkel zu entdecken, daß er eine arme Waise liebe, suchte lange ein Geständniß zu vermeiden, welches seinem gütigen Wohlthäter missfallen könnte. Als aber dieser wiederholt in ihn drang, konnte er, ohne unanständig zu erscheinen, seinem Onkel nicht länger ein Geheimniß daraus machen. Sie waren in einem Zimmer neben dem Laden, das in den Hof ging, beisammen, und der Tag war gerade der 8. Juli, an welchem unsere drei Mansartenbewohnerinnen ihre Miethe regelmäßig entrichteten. Rosalie, die gewöhnlich damit beauftragt war, kam eben auch, heute mit besonderer Sorgfalt gekleidet, einen eleganten Geldbeutel von grünem Sammet in der Hand, die Treppe herab. Als sie sich dem wegen der warmen Jahreszeit offenen Fenster dieses Zimmers, an dem sie vorbeigehn mußte, näherte, hörte sie folgende Worte, die der noch lebhafteste Alte in fast strengem Tone an seinen Neffen richtete: „Es ist nun Zeit, dich zu erklären und mit zu entdecken, welche Wahl du getroffen hast.“ Das erregte Rosaliens Aufmerksamkeit, und mit klopfendem Herzen näherte sie sich dem Fenster. „Nun, fuhr der Alte fort, du antwortest mir nicht? Du hast gewiß eine Dummheit begangen, und mußt dich schämen, mir deine Wahl zu gesehen. — Gabriel: Theurer Onkel, beleidigen Sie das engelgute Mädchen nicht so, dem ich meine Liebe geschenkt habe! — Der Alte: Ihr Name? — G. Ihr ganzes Vermögen besteht in Besitztümern, die man weder berechnen noch zählen kann, in den Vorzügen eines nicht ungebildeten Geistes, einer tadellosen Aufführung und eines reinen Characters. — A. Das will viel sagen: und ihr Name? — G. Wohl! denn, lieber Onkel, es ist eine unserer Hausbewohnerinnen . . . dieser liebenswürdigen Wai-

sen, die von ihrer Hände Arbeit leben. — A. Desto mehr Achtung verdienen sie, denn die Arbeit ist eine treue Hüterin der Sitten. . . .“ Rosalie zitterte vor Freude, und ging mit ausgestrecktem Halse und kaum athmend noch einen Schritt näher an's Fenster. G. „Also billigen Sie meine Wahl, bester Onkel? — A. Allerdings, wenn sie so ist, wie ich sie wünsche. Welches ist wohl die, die du vorziehst? — G. Es ist . . . vielleicht wünschten Sie sich die andere. . . . — A. Weiter, weiter! — G. Nun, es ist die einfachste, die bescheidenste, welche gefällt, ohne es zu wollen, welche ihre Reize nicht kennt, es ist — Fanny Duperré. — A. Getroffen! Dein Herz kömmt meinen Wünschen entgegen: es ist die Tochter eines Braven, der auf dem Felde der Ehre fiel; sie vereinigt alle Tugenden in sich; ich habe sie lange und genau beobachtet, ohne daß sie es gewahr wurde; sie legte bei mir schon 600 Franken nieder, die sie sich ersparte. . . . Ja, sie verdient es, deine Frau zu werden!“ Rosalie erblaßt, schwankt, ist jedoch weit entfernt von der geringsten Eifersucht gegen ihre Freundin und sucht vielmehr in deren Glück ihre eigene Beruhigung. Erleidet aber die Ruhe ihres Lebens schon durch das, was sie eben hörte, einen schmerzlichen Stoß, so wurde sie durch die Fortsetzung des Gesprächs noch mehr erschüttert. „Ich fürchtete, fuhr der Alte fort, daß du, durch das schöne Aeußere geblendet, Rosalie gewählt hättest, und dann, Gabriel, hätte ich dir meine Einwilligung versagen müssen. — G. Rosalie ist aber gewiß eben so tugendhaft als Fanny. — A. Das mag seyn, aber die Meinung der Leute ist eine ganz andere. — G. Wäre es möglich? — A. Findet man denn dazu nicht Grund genug in dem übermäßigen Aufwand, den sie in ihrer Kleidung zeigt? — G. O abscheuliche Verläumdung! Nie hätte ich geglaubt, daß der gute Ruf eines Mädchens, das nur den kleinen Fehler der Eitelkeit hat und gewiß nicht von fern an den Abgrund denkt, der sich unter ihren Füßen öffnet, so sehr vergiftet werden könne. — A. So weit kann die Wirkung des Neides gehen, den man bei seines Gleichen erregt, wenn man sich über sie erheben will.“

Wie ein Todesstoß wirkte diese furchtbare Entdeckung auf die arme Rosalie; ihre Sinne schwanden, und an das Fenster gelehnt, konnte sie sich

kaum mehr aufrecht erhalten. Mit Mühe erreichte sie jedoch die Treppe, und mit den Worten: „ach meine Ehre!“ die ihren zitternden Lippen entschlüpfen, nimmt sie alle ihre Kräfte zusammen, steigt die Treppe hinauf, und stürzt in das Zimmer, wo Fanny mit Nähen beschäftigt war, und die Mutter Morin Wäsche zum Trocknen aufhing. Rosalie wankt zu dem Kamine hin, in welchem gerade Feuer brannte, um etwas schnell zu trocknen, wirft ihr Halstuch und ihren seidenen Hut, auf den sie so stolz war, hinein, (Man sehe die Abbildung.) und sinkt, wie bewußtlos auf einen Sessel zurück. Die beiden Andern eilen herbei, um sie zu unterstützen und zu fragen, was ihr denn begegnet wäre. Das unglückliche Mädchen antwortete ihnen aber nur mit herzerreifendem Tone: „ach meine Ehre, meine Ehre!“ — Wie, rief Fanny, wer kann dir Vorwürfe machen? — Welches ist die Vipernzunge, zürnte die Mutter Morin, welche deine Sitten an tastet? Nenne sie mir, daß ich sie. . . — Ach es sind alle Leute, Alle, die mich je gesehen haben, antwortete endlich Rosalie, indem sie ihren Thränen freien Lauf ließ. Sie erzählte hierauf, was sie so eben gehört hatte und fügte hinzu, indem sie Fanny in ihre Arme schloß: „Ach! hätte ich doch dir gefolgt! Ich wäre jetzt auch, wie du, glücklich und tadellos. Theure Freundin, entziehe mir nur jetzt deine Liebe nicht, das ist ja Alles, was mir auf der Welt noch übrig ist.“

Da öffnet der glückliche Gabriel die Thüre, geht auf Fanny zu, erklärt ihr, daß sein Onkel seine Wahl, die auf sie gefallen sei, billige, und fragt sie, ob er sie nun seine Braut nennen dürfe. Die schüchterne Waise erröthet, und zweifelt noch, ob sie eines so schönen Looses würdig sei. „Wenn ich die gerechte Strafe für meine Eitelkeit und Gefallsucht leide, sagte Rosalie zusprechend, so ist es auch gerecht, daß du den Lohn für deine Einfachheit und Bescheidenheit empfängst. — Nein Rosalie, erwiderte Gabriel, Sie sollen uns nicht verlassen. Ich halte es für meine Pflicht, Alle, die Sie verläumdert haben, zum Schweigen zu bringen und ihnen zu beweisen, daß Sie nie aufgehört haben, die größte Achtung zu verdienen. — Ja, komm meine Rosalie, komm mit mir meine theure Schwester, wie ich dich nun immer nennen will, rief Fanny,

indem sie ihre Freundin umarmte. Du gehst ja zu der, die alle deine innersten Gedanken, dein ganzes Gemüth kennt und liebt, und die gewiß Alles aufbieten wird, um dich von einem unwürdigen, niedrigen Verdachte zu befreien."

Rosalie blieb wirklich mit der Mutter Morin bei Gabriel und seiner Frau. Immer erschien sie von nun an in den bescheidensten Kleidern und verwünschte jene Eitelkeit, die ihr so theuer zu stehen kam. Bald verstummte auch jedes Wort der Verläumdung, und täglich nahm sie in der allgemeinen Achtung zu; aber dessen ungeachtet mußte sie doch die große Wahrheit erproben, daß eines Mädchens Ehre der frischen Blume gleicht, die, auch nur einmal von einem Windstoße geknickt, nie wieder den ersten Glanz erreicht.

### Wer weiß wozu es gut ist.

(Mit einer Composition von Gustav Mehrlich Tab. XV.)

Bei'm Durchblättern alter Papiere — so erzählt ein sehr geschätzter Jugendschriftsteller — fiel mir einst das Fragment einer Geschichte in die Hände, die meine Aufmerksamkeit in hohem Grade fesselte. Ein frommer protestantischer Geistlicher in Frankreich, der im sechzehnten Jahrhundert lebte, tröstete sich in allen, ihn häufig treffenden Anfällen mit dem Wahlspruche: Wer weiß, wozu es gut ist! — ein Sprüchlein, das ihm so lieb geworden war, daß er es häufig, obwohl er oft darüber belächelt wurde, in seine Reden einslocht. Als der gute Mann einmal bei Nacht zu einem Sterbenden geholt wird, stürzt er von der morschen Treppe herab, und bricht Arm und Bein. Wer weiß, wozu es gut ist! seufzt er, und läßt sich still nach Hause tragen. Und diesmal rechtfertigte der Erfolg auf die auffallendste Art seinen frommen Glauben. Die berühmte Bluthochzeit führte jene furchtbare Nacht herbei, in der tausend schuldlose Protestanten den grausamsten Tod fanden. Da lag der Unglückliche, gefesselt an das Schmerzenslager; von fern tönte ihm das Geräusch der Waffen und das Gewinsel der Sterbenden in die Ohren. Alles floh, er mußte liegen bleiben.

Näher und näher wälzte sich der Tumult, schon hörte er das Jammergeschrei der Verwundeten und Sterbenden um und neben sich, schon sank sein treuer Diener, welcher versucht hatte, den innig verehrten Herrn zu beschützen, und an sein Bette traten die Blutgierigen. Aber sein elender Zustand errettete ihn, und der Engel des Herrn bedeckte ihn unsichtbar mit einem schützenden Schilde. Die wilden Gemüther wurden bewegt von der ehrwürdigen Gestalt des Leidenden, der mit ruhiger Fassung ihnen zurief: Besendet nur! wer weiß, wozu es gut ist." — Keiner wagte den Todesstoß. Mit scheuer Achtung giengen sie zurück. „Bleib ruhig," — sagte endlich Einer, — „wir schlägen dich!" und der fromme Mann ward gerettet.

Versenkt in tiefes Nachdenken, verglich ich diese Geschichte und diesen Wahlspruch mit den Ereignissen meines Lebens, und fand ihn wunderfam an mir bewährt, gleich als hätte er der Denkspruch meines Lebens seyn sollen. Ich erzähle euch meine Geschichte, junge Leser, damit Ihr glauben lernet an den unsichtbaren Vater, der mit weiser Liebe die verworrenen Fäden der menschlichen Schicksale zu einem schönen und wohlthätigen Ganzen ordnet. Meine Kindheit erscheint mir nur im Dämmerlichte; nur dunkel treten die Gestalten meiner Eltern vor meine Seele; denn ach! ich war ihnen nie so nahe, und nie so in Liebe befreundet, daß sie meiner Erinnerung unauslöschlich geworden wären. Lebhaft steht er noch vor mir, der alte, freundliche Mann, mein Großvater, mit seiner ruhigen, milden Heiterkeit, mit seiner warmen, herzlichen Liebe und seiner zarten Sorge um mich; der einzige Mensch, der sich meiner annahm, und an dessen Herz ich lieben lernte. Mein Vater war Kaufmann, und führte eine wahrscheinlich ausgebreitete Handlung mit der seltensten Gewissenhaftigkeit; denn öfters verreisete er, und arbeitete ausserdem so ununterbrochen bis in die Nacht auf seiner Schreibstube, daß er selten an den geräuschvollen Vergnügungen Theil nahm, die täglich in unserm Hause abwechselten. Meine Mutter war die Seele derselben, und sie war es, welche täglich die glänzendsten Gesellschaften um sich versammelte, und dadurch wahrscheinlich den Ruin unsers Hauses beförderte.

(Die Fortsetzung folgt.)



